

Was die Sprache enthüllt

Ein aktueller Band vereint zeitkritische Essays über Identität, Politik und Religion VON TILMAN ASMUS FISCHER

Seit 2015 eröffnet die Evangelische Bruderschaft St. Georgs-Orden (StGO) mit ihrer Schriftenreihe „Georgiana“ – so der Untertitel – „neue theologische Perspektiven“. Zunächst herausgegeben vom Gründer der Bruderschaft, Ulrich Schacht, und ihrem heutigen Großkomtur, Thomas A. Seidel, wird sie nach Schachts Tod von Seidel gemeinsam mit dem Publizisten Sebastian Kleinschmidt fortgeführt. Mit Sprache im Spannungsfeld von Politik und Religion nimmt sich der heuer erschienene siebente Band eines tatsächlich äußerst brisanten Themas an. Die in den meisten Beiträgen dominierende Kritik an gegenwärtigen identitätspolitisch motivierten Versuchen von „Sprachreformen“ ist zwar in der großen Linie ebenso berechtigt wie genau gesehen nicht neu. Jedoch ergeben sich tatsächlich neue Perspektiven, indem durch die Gesamtheit der Aufsätze der virulente Streit um die Sprache in einen größeren Zusammenhang eingeordnet wird. Grundlage des Buches sind die Vorträge des LIX. Konvents der StGO im Oktober 2020 im Erfurter Augustinerkloster.

Es trägt durchaus zum Gehalt des Bandes bei, dass er dem Aufsatz von Annette Weidhas, Programm- und Verlagsleiterin der Evangelischen Verlagsanstalt, fast ein Drittel des Umfangs einräumt. Denn ihre Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Identitätspolitiken ist differenzierter als es der polemische Titel („Das Virus der Identitätspolitik“) erwarten lässt – aber gerade deshalb besonders prägnant. Aus gesellschaftswissenschaftlicher, philosophischer und vor allem auch theologischer Perspektive gelingt es ihr, die „Gendersprache“ als „Signum eines neuen Irrationalismus“ auszuweisen.

Leider erreichen nicht alle der weiteren Beiträge das argumentative Niveau von Weidhas. Dies hat seinen Grund auch an teils ambivalenten Zungenschlägen, derer sich einzelne Autoren befleißigen. So wird etwa nicht abschließend ersichtlich, weshalb sich der Schriftsteller Klaus-Rüdiger Mai in seiner Abhandlung über „Sprache der Gewalt – Gewalt der Sprache“ zu einer expliziten Apologie der AfD genötigt sieht, wenn er festhält: „Das Problem entsteht nicht da, wo eine Opposition die Regierung jagen will, wie oft wurde das in der Geschichte des Parlamentarismus bereits angedroht, sondern dort, wo bestimmte politische Gruppen so etwas äußern dürfen und



Ein Wort sagt mitunter mehr als weitschweifige Ansprachen. Das scheint der jungen Demonstrantin bewusst zu sein.

Foto: KNA

andere nicht.“ Angesichts versprengter Indizien einer gewissen Kulturkampfmotivität in der Auseinandersetzung mit identitätspolitischen Trends mag man aus vollem Herzen Harald Seubert, Professor für Philosophie und Fachbereichsleitung für Missions- und Religionswissenschaft an der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel, zustimmen. Dieser mahnt in seinen Erwägungen zum „Logos Europas“ auch „ein Wort gegen die Verhärtungen derjenigen“ an, „die die Political Correctness und Sprechverbote mit einem gewissen Recht anklagen, aber selbst das Logon didonai: das kluge wechselseitige Rechenschaftgeben, versagen und sich in Ideologien verhärten“.

Ganz in diesem Sinne ist es zu begrüßen, dass sich das Buch letztlich nicht in der populären wie leicht skandalisierbaren Frage der Gendersprache „verbeißt“. Vielmehr bedenken einige der Beiträge tiefergehend den Logos-Begriff, wie er unter Aufgriff des Johannesevangeliums auch den Titel des Bandes regiert, andere bieten Zugänge zu relevanten Fragen und Aspekten von Sprache in gegenwartskulturellen, ethischen und nicht zuletzt kirchlichen Hinsichten. Einen Sonderstatus nimmt dabei der Essay „Denn ich bin Schrift, und du bist Wunde. Die

Sprachen kreuzen sich“ des aus Sri Lanka stammenden Berliner Schriftstellers Senthan Varatharajah ein, der sich in ergreifender Weise mit der Bedeutung von Sprache im Kontext seiner – mit der Integration in Deutschland einhergehenden – Begegnung mit dem Christentum und der biblischen Offenbarung auseinandersetzt.

Neben dem erwähnten Beitrag Seuberts ist es vor allem der japanisch-deutsche katholische Theologe und frühere Jesuit Michael Daishiro Nakajima, der sich mit dem Logos-Begriff auseinandersetzt, indem er „Wort und Liebe“ als „Grundoffenbarungen des göttlichen Seins“ thematisiert.

Von besonderer Relevanz für sozioethische Zusammenhänge ist der Beitrag „Cur homo sapiens non deus“ von Jobst Landgrebe, der gewissermaßen an den „Georgiana“-Vorgängerband anknüpft (Coram Deo versus Homo Deus. Christliche Humanität statt Selbstvergottung, 2022). Überzeugend arbeitet der selbstständige Unternehmer für Künstliche Intelligenz heraus, warum Maschinen im Sinne menschlicher Sprache „niemals sprechen werden“; damit bietet er wesentliche Argumentationen gegen Gehalt und Begründung trans- und posthumanistischer Zukunftsszenarien. Wie steht es zuletzt um die Kirchen – beziehungsweise

konkret die evangelischen Kirchen – und ihre Sprachfähigkeit in der Gegenwart? René Nehring, engagierter protestantischer Laie und Chefredakteur der Preußischen Allgemeinen Zeitung, bietet mit „Verkümmerte Botschaft. Anmerkungen zur Krise der evangelischen Kirche und ihrer Sprache“ ein (nicht wirklich überraschendes, aber durchaus bedenkenswertes) Zeugnis des Unbehagens heutiger konservativer Protestanten mit ihrer Kirche.

Leider vermag Christoph Meyns, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Braunschweig, in seinen Ausführungen nicht wirklich weiterführende Perspektiven aufzuzeigen („Im Anfang war das Wort. Das Wort Gottes in der Spannung zwischen dem Auftrag der Kirche und der Dynamik des öffentlichen Raumes“). Nach feinsinnigen Reflexionen über seine eigene religiöse Sozialisation und Erfahrungen mit außereuropäischen Frömmigkeitskulturen bietet sein Vortrag vor allem Allgemeinplätze über aktuelle Lage und Herausforderungen kirchlicher Publizistik.

Thomas A. Seidel u. Sebastian Kleinschmidt (Hrsg.): Im Anfang war das Wort. Sprache, Politik, Religion (Georgiana. Neue theologische Perspektiven, Bd. 7). Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, EUR 25,-

SONNTAGSLESUNG

Freudiges Warten
Jesaja 35,1-6a.10;
Jakobus 5,7-10;
Matthäus 11,2-11
Zu den Lesungen des
3. Adventssonntags
2022 (Lesejahr A)

VON MARGARETE STRAUSS

Das Leben ist für Christen ein doppelter Advent: Die Vorfreude auf die Geburt des Erlöser bestärkt die Hoffnung auf seine endgültige Wiederkehr.

Ein früher Morgen in der Sakristei. Nur noch fünf Minuten bis zur heiligen Messe, doch vom aufgestellten Priester keine Spur. Da greift der Küster zum Hörer, ruft ihn an und fragt ihn: „Bist du es, der kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“

Diese Anekdote anlässlich des dritten Adventssonntags, der auch Gaudete genannt wird, passt zum verheißungsvollen und freudigen Duktus der Sonntagslesungen. Die Frage des Küsters stammt ursprünglich von Johannes dem Täufer, der im Gefängnis sitzt und seine Jünger Jesus diese Frage ausrichten lässt. Jesus antwortet mit einem messianischen Code: „Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium verkündet.“ (Matthäus 11,4-5) Er deutet teilweise die Schriftstelle aus Jesaja an, die wir in der Lesung hören (Jesaja 35,5-6) und auch den Psalm 146, in dem es heißt: „Der Herr öffnet die Augen der Blinden, der Herr richtet auf die Gebeugten.“

Bei Jesaja wird angekündigt, dass, wenn der Messias kommt, diese Heilszeichen geschehen werden. Jesus möchte, dass die schriftkundigen Johannesjünger sich von dem Erlebten selbst überzeugen und erkennen, dass er der Messias ist. Sie sollen Johannes den Code überbringen, der genau weiß, was sich dahinter verbirgt. Er ist selbst die Erfüllung einer prophetischen Verheißung. Jesus sagt im Evangelium mit den Worten des Propheten Maleachi über ihn: „Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der deinen Weg vor dir bahnen wird.“ (Maleachi 3,1) Jesus nimmt in seiner feinfühligsten Pädagogik den Menschen an die Hand, um durch die vielen Heilungen diese Verheißung des Jesaja zu realisieren und die Menschen von selbst darauf zu bringen, wer er ist. Jesu Code an Johannes beinhaltet noch weitere neue Taten wie die Totenerweckung. Diese kann nur Gott vollbringen und Jesus erweckt gleich mehrere zum Leben. Wer genau hinsieht, der versteht, dass Jesus Messias und Gott ist.

Mit Jesus kommt das Heil, was ein Grund zur absoluten Freude ist. Jesus kommt zum ersten Mal, um die Welt zu retten. Am Ende der Zeiten kommt er wieder, um das Gericht zu bringen, von dem Jesaja und Maleachi schreiben. Insofern leben wir in einem doppelten Advent, einer zweifachen Erwartung Christi. Dabei dürfen wir uns freuen, denn der Herr kommt nicht in ferner Zukunft, sondern in absehbarer Zeit als Kind im Stall von Betlehem und sehr bald als Weltenrichter am Ende der Zeiten. Er ist schon unterwegs zu uns und wir dürfen immerzu adventlich leben – voller Vorfreude.

AUS DEN ZEITSCHRIFTEN

INTERNATIONALE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT
COMMUNIO

MENSCH UND TIER

PERSPEKTIVEN

Über die Lehre vom gerechten Krieg

In einem Beitrag für die Internationale Katholische Zeitschrift **COMMUNIO** (5/2022 SCHWABENVERLAG OSTFILDERN) begründet der emeritierte Sozialethiker Manfred Spieker, warum er die Lehre vom gerechten Krieg für nicht überholt hält. Zunächst erinnert er daran, dass die Völkermordkonvention der Vereinten Nationen von 1948 keineswegs nur die Völkergemeinschaft, sondern jede Unterzeichnernation zu „humanitärem Einschreiten“ verpflichtet, was unter Umständen auch militärisches Eingreifen bedeuten kann. Sodann stellt Spieker klar, dass es bei der sogenannten Lehre vom gerechten Krieg um „Restriktionen für den

Einsatz militärischer Mittel“ gehe, die verhindern sollen, „dass vorschnell zu den Waffen gegriffen wird“, damit, wenn berechtigte Gründe zur Gegenwehr vorliegen, „Verteidigung nicht zur Schuld wird“. Ziel dieser Lehre ist es, den Krieg, insofern er nicht zu verhindern ist, zu begrenzen. Zusammengefasst werden folgende Kriterien für eine gerechte Verteidigung angeführt: Wenn Leben und Rechte von Unschuldigen bedroht sind, alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft wurden, eine Aggression abzuwenden, wenn die Maßnahmen von einer „legitimen, dem Gemeinwohl verpflichteten politischen Autorität“ beschlossen wurde, wenn die militärischen Mittel auf die Aggressionsabwehr beschränkt bleiben, wenn es eine Erfolgsaussicht gibt, wenn die Verhältnismäßigkeit beim Einsatz der Mittel stets beachtet wird, wenn das Ausmaß der Zerstörungen begrenzt bleibt.

Diese Kriterien finden sich auch im „Katechismus der Katholischen Kirche“ (1993) und im „Kompendium der Soziallehre der Kirche“ (2004). Katholischen und evangelischen Sozialethikern, die den Begriff des gerechten Krieges inzwischen vielfach ablehnen, hält Spieker entgegen, dass sie damit Angriffskrieg und Verteidigungskrieg nicht mehr voneinander unterscheiden

können. Wichtig ist, dass die Lehre vom gerechten Krieg, die die Ablehnung des Pazifismus einschließt, der höchstensfalls erlaubt, „einem Aggressor mit zivilem Ungehorsam zu begegnen“. Insofern die nukleare Abschreckung einen potenziellen Aggressor von einem Angriffskrieg abhält, worauf die lange Friedensphase in Europa bis zur russischen Invasion der Ukraine im Februar diesen Jahres allein zurückzuführen ist, bewege sie sich innerhalb der Logik des gerechten Krieges. Gegen Sicherheitsgarantien Russlands, der USA und Großbritanniens habe die Ukraine 1994 auf die auf ihrem Territorium gelagerten Atomwaffen verzichtet und damit „ein zentrales Abschreckungsmittel aus der Hand gegeben“.

Erpresserisch habe Putin den NATO-Staaten mit einem nuklearen Krieg gedroht, um seine konventionelle Eroberung der Ukraine ohne Intervention des Westens durchführen zu können. Spieker zitiert Papst Franziskus, der sich in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ (2020) von der Lehre vom gerechten Krieg auch mit dem Hinweis auf Nuklearwaffen distanziert. Deren unkontrollierbare Zerstörungskraft mache es „sehr schwierig, sich auf die in den vergangenen Jahrhunderten gereiften rationalen Kriterien zu stützen,

um von einem eventuell ‚gerechten Krieg‘ zu sprechen“. Bereits 2017 und 2019 habe Papst Franziskus nicht nur den Einsatz, sondern auch den Besitz von Atomwaffen für unmoralisch erklärt und eine Änderung der diesbezüglichen Lehraussagen im Katechismus verlangt. Dem stellt der Verfasser die Aussagen von Papst Johannes Paul II. zum Thema Abrüstung (1982) entgegen: „Eine auf dem Gleichgewicht beruhende Abschreckung könne – natürlich nicht als ein Ziel an sich, sondern als ein Abschnitt auf dem Weg einer fortschreitenden Abrüstung – noch für moralisch annehmbar gehalten werden.“ Mit der russischen nuklearen Erpressung im Ukrainekrieg im Zuge eines „imperialen Herrschaftsprogramms“, ist es für den Verfasser „unvermeidlich“ zur Abschreckung zurückzukehren. Auch die christliche Friedensethik habe sich dem Dilemma „politische Erpressung oder atomare Katastrophe“ zu stellen: „Sie entkommt ihm nicht durch ein Verbot von Kernwaffen im Katechismus. Sie muss jedem Nuklearpazifismus widerstehen.“ Auch die Wiedereinführung der Wehrpflicht hält Spieker für einen notwendigen Ausdruck einer entschlossenen Wehrhaftigkeit des demokratischen Staates angesichts des Krieges.

Michael Karger